









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 188.

Elbing, den 12. August.

1893.

## Sturm und Frieden.

Original-Roman von Max Ring.  
(44)

Nachdruck verboten.

Alle Truppengattungen waren aufgestellt. Still und geräuschlos bewegten sich die dunklen Kolonnen von Ort zu Ort.

An der Schmiedtzer Thorwacht weiltten die höheren Offiziere, in ihre Mäntel gehüllt, geheimnißvoll flüsternd. Zuweilen fiel ein Strahl des Mondes auf den Stahlhelm eines Reiters und den weißen Waffenrock. Die Ordonnanzen saßen zu Pferde, erwartungsvoll und gespannt. Die Thiere stampften ungeduldig den Boden, nicht ungeduldiger als die Kampfwuth der Reiter, die auf ihnen saßen.

Zwischen den Bäumen der Promenade blitzten die Gewehrläufe der Schützen, bereit Tod und Verderben auszuspeien. Der Wache gegenüber lagerte ein Bataillon der Bürgerwehr, kaum fünfzig Schritte entfernt, meist Arbeiter. Die Flasche ging im Kreise von Hand zu Hand. Die Begeisterung, welche ihr entströmte, belebte den kriegerischen Muth, man suchte einen Feind, den man in nächster Nähe fand. Bürgerwehr und Militär beobachteten sich voll Mißtrauen. Vorposten wurden von beiden Seiten ausgestellt, Spione hin und hergesandt, als stände ein Feind dem andern gegenüber.

Einzelne Führer der demokratischen Partei irrten bis an die Zähne bewaffnet durch die belebten Straßen. Keiner vermochte zu sagen, was im nächsten Augenblicke zu thun sei. Wenn auch der Unmuth an ihnen zehrte, daß bis jetzt so gut wie nichts geschehen, so wollte doch jeder der Verantwortlichkeit entgehen, den ersten Anstoß zum Kampfe gegeben zu haben. Wie wir bereits oben erwähnt, sahen sich diese bisherigen Häupter in ihrem Einflusse gänzlich gelähmt, selbst bedroht. Die Radikalen, welche die Halben und Gemäßigten zwar besittigt hatten, vermochten nicht in so kurzer Zeit ihre Herrschaft über die Gemüther zu begründen. Es waren zum großen Theil Leute ohne Bedeutung, arm an Geist und Energie. Der Oberst der Bürgerwehr ritt auf einem Miethgaul durch die Stadt und revidirte die ausgestellten Posten und Kompagnien. Er lobte die Haltung der Seinigen und wurde überall mit einem Jubelruf begrüßt, der seiner verzeihlichen Eitelkeit unendlich schmeichelte.

Auch das Volk, verlassen von seinen Führern, ohne rechtes Bewußtsein, ja was das Schlimmste war, selbst ohne Feind, begnügte sich einzig und allein damit, sich in den Straßen massenweise zu drängen, vor einzelnen Gebäuden, wie dem Inquisitoriate, fest zu stehen und in ein wildes Geschrei auszubrechen.

Noch ein letzter Versuch wurde gemacht. Einige tollkühne Leute erbrachen die Kirchthüren und läuteten Sturm. Wenige Augenblicke nur tönte der ungewöhnliche Glockenklang ängstlich wimmernd durch die wildbewegte Nacht. Dann verstummte er. Die Stürmenden wurden von der Bürgerwehr selbst verschreckt, und eine Kompagnie besetzte die Kirchhöfe bei St. Elisabeth und Magdalena, um jedes ähnliche Unternehmen im Voraus zu vereiteln.

So endete die Nacht. Allmählich verließ sich das Volk, die Bürgerwehr kehrte, ermüdet und schlaftrunken, verdrößlich nach Hause zurück. Das Militär zog seine ausgestellten Posten wieder ein, erbittert von dem ewig unnützen Allarmiren. Statt der geträumten und gehofften Revolution hatte Breslau einen Putsch gehabt, dessen weitere Folgen sich von selbst ergeben.

Jedes mißlungene Unternehmen einer Partei erhebt nicht allein den Muth der Segner, entfremdet die Schwankenden, sondern bringt die schlimmste Frucht, die Zwittertracht, unter den Befreundeten hervor. Am andern Morgen wollte Jeder im Voraus gewußt haben, wie die Sache kommen mußte. Die Gemäßigten klagten die Radikalen und umgekehrt diese jene an. „Der Bürgerwehroberst“, schrieen die Demokraten, „ist ein Verräther, er will nur den Breslauer Cavaignac spielen, weiter nichts.“ Das Volk war auf die Bürgerwehr erbittert und gab ihr einzig und allein Schuld, daß nichts Ernstliches geschehen. Diese hingegen war mit den Anordnungen nicht zufrieden, die der Magistrat getroffen hatte. Die städtischen Behörden konnten diese dauernden Unruhen ohne bestimmten Zweck und festes Ziel nicht länger mit gleichgiltigen Augen ansehen. Von allen Seiten regnete es Vorwürfe und Beschuldigungen. Die scheinbare Einigkeit, welche bisher geherrscht, war erschüttert und aufgelöst, der Hauch verflohen und nur der moralische Jammer blieb zurück.

Die gute Stadt Breslau büßte ihre Trunkenheit gar schwer. In allen Gliedern steckte es ihr beim Erwachen. Der Kopf brannte ihr wie

höllisches Feuer und war ihr wüß, ihr gesunder Appetit war hin, die Velne wankten und schwankten, als sie aufstehen wollte. Die ganze Welt ekelte sie an, der frische Muth war hin, nur eine trostlose, erbärmliche Verzweiflung blieb zurück. Eine nächterne, traurige Reflexion nahm heute die Stelle des gestrigen Enthusiasmus ein.

Am meisten litt Dörner bei diesem Umschlag der öffentlichen Meinung. Zwar war auch er von der Nutzlosigkeit eines blutigen Kampfes überzeugt, aber nach seiner Ueberzeugung hatte er es doch für seine Pflicht gehalten, das Volk selbst auf seinen Irrwegen zu begleiten. Trotzdem er öffentlich gegen jeden Konflikt gesprochen und gewirkt, so war er gern bereit, sein Leben aufzuopfern. Ein doppeltes Gefühl leitete ihn dabei, seine trostlose Liebe und dann die Scheu, im Augenblicke der Entscheidung zurückzutreten. Wenn auch von anderen und höheren Motiven als die Menge und ihre Führer befeelt, selbst im Widerspruch mit diesen, glaubte er doch vor der Gefahr nicht zurückweichen zu dürfen. Er besaß jenen traurigen Muth, für eine Sache in den Kampf zu gehen, die er selbst im Voraus verloren gab. Eine Niederlage nach der Schlacht, wenn er dieselbe überlebt, hätte ihn tief geschmerzt, aber dieser lächerliche Ausgang eines verunglückten Putzsches erfüllte seine Seele mit Eitel und Widerwillen gegen sich, wie gegen seine eigene Partei.

### Ein Volksmann.

In dieser Stimmung besuchte er seinen alten Freund, der Verfasser der Dorfgeschichten, der sich wegen Familienverhältnissen in Breslau aufhielt. Derselbe war erst vor Kurzem von einem Ausfluge nach den österröichischen Kaiserstaaten zurückgekehrt. Er hatte in Wien die Oktobertage mit durchlebt und mit blutendem Herzen die schöne Stadt verlassen, als sie in die Hände der blutgerigen, beutelustigen Kroaten fiel.

Dörner liebte diesen Freund, dessen hohe Geistesgaben er mit Bewunderung anerkannte. Oft hatte er aus seinen klaren, im beschränkten Raum das Alles abspiegelnden Schritten Trost und Labung in bedrängter Zeit gesucht und gefunden. Am wie viel mehr wirkte auf ihn das lebendige Wort, das wie ein frischer Bergquell zwischen Blumen aus der Seele des treuherzigen Schwarzwälders quoll. Er freute sich am Anblick der kräftigen Züge, aus denen ein ursprünglicher Geist ihm entgegen trat. Unter der breiten gewölbten Stirn hatten die Gedanken einen weiten Raum und ein sicheres Haus, aus den braunen Augen guckten sie heiter und klar wie aus hellen Fensterscheiben hervor. Am die Lippen schwebte ein seines Lächeln voll gewinnender Schalkhaftigkeit und aus seiner Rede wehte ein frischer Brodem, wie er dem Acker entsteigt, wenn die Pflugschar das Erbreich lockert für die neue Saat.

Dörner setzte sich zu dem Freunde, der ihn mit kräftigem Handhütteln begrüßte.

„Das ist recht, daß Du kommst“, sagte der Schwarzwälder, „einen Morgen wie den heutigen darf man nicht allein verbringen, den muß man verschwätzen, wie man vor Furcht im Dunkeln singt.“

„Nun sag mir Deine Meinung rund heraus, was hältst Du von der gegenwärtigen Lage, alter Freund“, frag Dörner voll Spannung seinen Bekannten.

„Das ist leicht gesagt. Das Volk ist immer gut, aber die Führer taugen hier nichts, und deshalb geht alles bei Euch zu Grunde. Ich komme von Wien, das Herz blutet mir, wenn ich denke, wie brav die Leute dort waren und wie nichtsnutzig die Leiter, welche an der Spitze standen, wahre Vuden, kann ich Dir vertrauen, unrelse Menschen, Charlatane, Betrüger und Bettellumpe; was kann dabei herauskommen? — Und wie dort, so geht es überall.“

„Du urtheilst zu hart. Es giebt unter ihnen auch ehrliche Männer.“

„Die Ehrlichen sind dumm und beschränkt und die Gescheiten nicht ehrlich. Der Hauptfehler der Demokratie ist, daß sie nicht verstanden wird. Wenn ich diese Leute ihre kommunistische Weisheit auf den Bierbänken und in den Klubs auspacken sehe, so kommt's mir immer vor, als sehe ich einen Markt-schreier, der dem Volke seine Heilmittel anschmiert. Das Volk kauft statt Arzneien Gift und büßt seine Unwissenheit mit dem Tode. Im besten Falle bezahlt es mit schwerem Geld rothes Flegelmehl.“

„Jetzt bist Du wieder im Zuge, wenn Du nur auf die Nothen schimpfen kannst.“

„Und habe ich nicht ein Recht dazu? Sie haben uns um die Früchte unserer Erhebung gebracht, sie haben mein schönes Deutschland auf's Neue zerrissen und zerstört. Weil sie geistige und leibliche Bettler sind, wollen sie, daß die ganze Welt in Lumpen gehen und den Bettelsack sich um die Schultern hängen soll. Die ruinirten Gesellen wünschen ihren Ruin mit dem Bankrott der Gesellschaft zu decken.“

„Du willst also weder vom Kommunismus noch vom Sozialismus etwas wissen, auf welche Weise soll dem Volke aber geholfen werden?“

„Ganz allein durch die Erziehung.“

„Die Menge schreit aber nach Brod.“

„Wer arbeiten will, wird schon welches finden. Für die Armen und Gebrechlichen hat der Staat immer Sorge getragen.“

„Aber die Erziehung selbst ist immer in den Händen der Regierung, welche eben nur so viel Licht zur Aufklärung verbreiten wird, als für ihre besonderen Zwecke ihr tauglich scheint.“

„So lange wir das Assoziationsrecht, die freie Presse und das Allgemeine Stimmrecht haben, können wir die Regierung zwingen und unsern Willen durchsetzen.“

„Wenn aber die Macht die neu erworbene Freiheit zu unterdrücken sucht?“

„Gut, dann beginnt der alte Kampf, der doch endlich für uns siegreich enden wird. Sieh, Du guter Kerl, Du kennst mich und weißt, wie ich mein Volk liebe, aber zum Schmeichler gebe ich mich darum nicht her. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie traurig es mich macht, wenn ich eine Blüthe nach der andern wieder welken sehe, die ich mit Freudigkeit begrüßt habe; und wer ist schuld daran als diese Noth, welche die Drachensaat des Zwiespalts ausgeföet und Volk und Bürgerthum geschieden. Wir alle bilden insgesammt ein Volk. Ich kenne kein Proletariat und keine Bourgeoisie in dem Sinne dieser Leute.“

„Du wirst doch nicht leugnen wollen, daß ein Unterschied des Vermögens in der Welt besteht und das Kapital den Arbeiter ausbeutet?“

„Das ist wieder solch eine verdammt e Redensart, Ausbeutung der Arbeiter. Daß jeder sein Kapital benutzt, finde ich höchst natürlich, daß daraus Vortheile für den einen und Nachtheile für den andern entstehen, liegt aber in der Sache selbst. Es handelt sich nur darum, die zweckmäßigsten Mittel zu finden, um diesen egoistischen Trieb des Menschen zu beschränken und in gesetzmäßige Schranken einzuschließen. Hier kann der Staat sowohl wie der Einzelne alles thun. Zunächst fordere ich von einer vernünftigen Regierung einen billigen Steuersatz, Beschränkung der Erbschaftskeit, genaue Abschätzung des Bodenertrages nach der Art und Weise, die Belgien bei seinem système d'enquêtes verfolgt.“

„Aber das sind ja nur lauter Palliativmittel, die Du vorschlägst“, unterbrach Öhrner den Redner, „ich verlange eine radikale Kur, welche der ganzen Menschheit hilft.“

„O, Du Erzarr, Du! Freilich giebt es eine radikale Kur, das ist die Liebe zum Volke, nicht jener unwahre Kosmopolitismus, der mit aller Welt kokettirt, sondern jene tiefe, keusche Neigung, welche von der Familie ausgeht und in dem eigenen Vaterlande Wurzeln schlägt. Wir wird weh und übel dabei, wenn ich solche Spindelbürre und ausgetrocknete Kerls mit gleicher Liebe Türken, Slaven, Franzosen und Pottentotten umfassen sehe, die in ihren ausgehörten Armen nicht die Kraft haben, das eigene Weib und Kind fest an ihre Brust zu drücken. Freilich ist es leichter, Beduinen, Italiener und Böhmen mit leeren Phrasen abzuspelsen, als werththätig seinem Bruder in nächster Nähe beizuspringen und seine eigene Familie zu ernähren.“

„Du kehrt immer aufs Neue zur Familie zurück. Mir dünkt, Du willst Dich ermüdet in ihren Schooß zurückziehen und den Kampf aufgeben.“

„Ei, daran denke ich nicht. Ich bleibe stets der Fahne treu, die ich mir erwählt, und für die ich als Jüngling schon gelitten habe. Mein ganzes Dichten und Trachten ist aber ein bestimmtes und konkretes. Ich bin, wie Du

weiß, ein Schwabe und von Natur ein Feind Curer norddeutschen Abstraktionen.“

„Ich muß einen festen Boden haben, in dem ich wurzeln kann. Ich will ein Vaterland, das heißt für mich wieder ein konkretes, das ich lieben muß, weil es mit meiner inneren Natur zusammenhängt. Daß ich ein Deutscher bin, spüre ich in jedem Nerv, mein ganzes Fühlen, Denken und Sein ist ja deutsch, und darum hänge ich meinem Volk an, von dem ich selbst ein Stück, ein Theil nur des ganzen Organismus bin.“

„Und was hoffst Du von Deutschlands Zukunft?“

„Ich verzweifle nicht, trotz der trüben Gegenwart. Wir haben noch eine große Aufgabe zu erfüllen. Ich halte gerade uns für berufen, die sozialen Probleme mit bekannter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu lösen. Was in Frankreich mit stürmischer Hast angeregt und experimentirt worden, soll bei uns aus dem Schmelztiegel der Restauration geläutert und rein hervorgehen. Deutschland hat noch nicht sein letztes Wort gesprochen.“

„Aber was beginnen wir indeß?“

„Das Erdreich ist gelockert, streuen wir die Saaten für die Zukunft aus. Trotz seiner Verirrungen bleib' ich meinem Volke treu. Die Besseren werden auf die Schlechteren folgen, eine neue Demokratie die alte verdrängen. Das Prinzip werden wir retten, wenn auch die Personen darüber untergehen. Jeder mag sich den Preis schaffen, in dem er wirken will.“

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

— In das Privatleben des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl gewährt ein kürzlich erschienenes Buch eines Herrn von Borke, der als preussischer Offizier Gelegenheit gehabt, dem Prinzen dienstlich und außerdienstlich näher zu treten, interessante Einblicke. Das, was er in seinem Buche „Mit Prinz Friedrich Karl“ erzählt, dürfte geeignet sein, manchem Klatsch und manchem Märchen, denen übrigens bereits Männer der Wissenschaft, die der Prinz mit Vorliebe in seine Gesellschaft zog, widersprochen haben, völlig ein Ende zu machen. „An den Abenden, in dem Feldzuge sowohl, wie in Berlin, hatte der Prinz“, — wie der Verfasser betont, — „gern eine kleine Anzahl alter Bekannter um sich versammelt. Es wurde zu 9 Uhr eingeladen, ein warmes Gericht gespeist und billiger französischer, später auch deutscher Schaumwein getrunken. Es ist vielfach im Volke verbreitet worden, daß der Prinz gern und stark pokulirt habe, und daß die sogenannten nächtlichen Gelage häufig sehr ausgeartet

hätten. Ich bin sehr häufig ein Teilnehmer an diesen kleinen Soupers gewesen und muß dieses nach meiner persönlichen Erfahrung auf das Entschiedenste bestreiten. Der Prinz trank bei diesen Gelegenheiten seinen Champagner stets mit Bilinear und anderen Mineralwässern gemischt, und ich habe es nie erlebt, daß er dem genossenen Wein irgend welchen Einfluß auf sich gestattet hätte. Dagegen liebte er es, seine Gäste zum Trinken zu animiren, und es ist in meiner Gegenwart gelegentlich vorgekommen, daß namentlich jüngere Leute erheblich mehr von dem Wein zu sich nahmen, wie sie gerade für ihren Durst bedurft hätten. Der hohe Herr liebte es, wenn die Unterhaltung bei diesen Gelegenheiten frei und ungezwungen war; er konnte hin und wieder selbst eine derb angehauchte Geschichte ganz gut vertragen und recht herzlich darüber lachen; aber er war ganz dazu geschaffen, die lustige Gesellschaft in ihren Schranken zu erhalten, und wehe dem, der durch die vergnügte Stimmung des fürstlichen Gastgebers sich verleiten ließ, über dieselben hinauszugehen. Er wußte dann sofort den Betreffenden es fühlen zu lassen, daß er sich in Gegenwart eines königlichen Prinzen befindet und es konnte dem Uebermüthigen leicht passiren, daß er ein für allemal von der Liste der Einzuladenden gestrichen wurde. Nachdem das eine Gericht beendet war, forderte der Prinz seine Gäste auf, sich eine Cigarre anzustechen, indem er selber mit diesem Beispiel voranging. Auf der Mitte des Tisches pflegte dann eine große französische Granate zu thronen, ein Erinnerungszeichen aus dem letzten Feldzuge. Auf einen Druck auf den an der Spitze derselben befindlichen Knopf öffneten sich die Seitentheile des Geschosses und dasselbe zeigt sich statt mit der gefährlichen Sprengladung mit Cigarren gefüllt, schwere, mittelstarke und leichte, aber alle für verwöhnte Gaumen von untergeordneter Gattung, wohl selten über fünfundsiebzig Mark pro Mille im Preise. Der Prinz rauchte selbst stets von diesen billigen, namentlich leichten Cigarren, die er bald, nachdem er sie angezündet hatte, in eine leichte Cigarrenpfeife von Weichselrohr steckte. Mitunter brachten Offiziere der vom Prinzen sehr protegirten Marine, die zufällig mit Cuba in Verbindung gekommen waren, ihm einige Kistchen echter Havana-Cigarren von dort mit, aber mehr wie höchstens zweihundert Mark pro Tausend durften sie nicht im Einkaufe kosten und an solchen Abenden wurde höchstens eine davon pro Person spendirt. Wenn wir uns dann später von unsrem hohen Gönner ver-

abschiedeten, so pflegte er mir und anderen, die er für Kenner hielt, noch einige von diesen „Spezial-Cigarren“ in die Hand zu drücken, um uns daran gütlich zu thun, wobei er wohl kaum ahnte, daß unsere Cigarrenstuis meist Waare von viel theurerer Qualität bargen.“

— Ein lustiger Milchkrieg war vor einigen Wochen in der elsässischen Kreisstadt Rappoltweiler ausgebrochen, da die Viehbesitzer 20 Pf. für das Liter Milch forderten, während die Hausfrauen nur 11 Pf. bezahlen wollten; Dank der Zähigkeit der letzteren blieben sie Siegerinnen. Seit dem 31. Juli ist nun der „Milchkrieg“ mit erneuter Heftigkeit ausgebrochen. Punkt 4 Uhr, so erzählt ein dortiges Blatt, verkündete der Stadtwaibel unter Trommelschlag, daß die Landwirthe vom 1. August ab ihre Kuhmilch nur noch zu 20 Pf. verabfolgen würden. Kaum eine halbe Stunde später ertönte neuer Trommelschlag, und unter schallendem Gelächter der Zuhörer verkündete der Stadtwaibel, daß die Hausfrauen der Stadt einmüthig den Beschluß gefaßt, unter keiner Bedingung mehr als 16 Pf. zu zahlen. Es war noch keine Viertelstunde vergangen, als der Stadtwaibel von neuem mittheilte, daß der Beschluß der Landwirthe unumstößlich sei. War die Heiterkeit jetzt schon zu einem hohen Grade gestiegen, so kannte sie doch keine Grenzen mehr, als der Waibel vom vierten Male mit seiner Trommel die Bevölkerung zusammenrief und mit erster Miene verkündete, daß auch ihr Entschluß unumstößlich sei. Jung und Alt begleitete jauchzend und lachend den ehrwürdig dahinschreitenden Stadtwaibel, und kaum hatte er die Nachricht der herbeiströmenden Menge verkündet, da brachen die Sinen in ein schallendes Gelächter aus, die Anderen stimmten ein donnerndes Bravo an. Wer den Zusammenhang nicht kannte, in dem konnte leicht die Vermuthung aufsteigen, die Bevölkerung wäre plötzlich ausgelassen toll geworden oder Prinz Karneval schwinde mit voller Wucht seine Narrenpeitsche über der Stadt. Man kann sich leicht denken, daß nun Jedermann aufs höchste gespannt ist auf den Ausgang dieser Angelegenheit, da keine Partei nachgeben will. „Eher schütten wir die Milch in den Bach!“ sagen die Landwirthe, „Lieber verzichten wir auf unser Lieblingsgetränk, den Milchkaffee“, versichern die Frauen.

Verantwortlicher Redacteur: George Spitzer  
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaarh  
in Elbing.